

(Nachdruck verboten.)

11]

## Madame d'Ora.

Roman von Johannes B. Jensen.

„Ich zerrte sie am Haar“, erklärte Dora. „Ich kniff sie in den Arm, als sie schrie.“

„Wäre es Dir nicht besser, Du bliebest ein wenig allein,“ sagte Hall, „ich meine, willst Du Deine Sachen nicht nehmen und gehen.“

„Ja,“ antwortete sie und lief nach ihrem Hut, den sie mit zitternden Händen aufsetzte. Ihre wilden Augen flackerten umher, sahen aber nichts. Hall trug einen Stuhl dahin, wo Mirjam noch immer stand, und Mirjam setzte sich sofort nieder. Madame d'Ora wurde ruhiger. Sie zog die Handschuhe an und kniff die Augen zu wie in tiefer Geistesabwesenheit. Mäßig reißt sie den einen Handschuh mitten durch, und als er an einem Saum noch zusammenhält, stampft sie mit Tönen, die einem Gebrüll gleichen, auf den Fußboden. Das lindert, sie sieht sich verzagt nach Edmund um, der sie fortwährend mit seinem verschlossenen Blick verfolgt. Sie ist bereit zu gehen.

Hall folgte ihr bis an die Tür. Da wandte sie sich um.

„Ja, Edmund,“ sagte sie mit einer gequälten Halsstimme. „Ich will ja gehen. Aber bedenke doch, daß es mein Tag war!“

6.

Hall schloß die Tür hinter ihr und kehrte zu seinen Gästen in das Zimmer zurück, bleich, aber sonst ohne Zeichen von Gemütsbewegung. Er zündete eine Zigarette an, sah nach der Uhr.

„In einer halben Stunde wird geschlossen,“ bemerkte er. „Ich möchte Sie bitten, mit mir zu Abend zu essen, falls Sie nichts anderes vorhaben. Sie haben noch keine Gelegenheit gehabt, zu Worte zu kommen, Herr Evanston.“

„Ja, das waren Hindernisse,“ lachte Evanston, aber Hall sah ihn kühl an, und er ließ das Thema fallen.

„Wie gesagt, wenn Sie mir das Vergnügen machen wollen, mit mir zu Abend zu essen — ich esse in einem Klub — so könnten wir dort vielleicht über die Dinge reden, auf die Sie mich in Ihrem Briefe vorbereiteten, Herr Evanston. Wir können ja gleich gehen.“

„Herr Edmund Hall,“ sagte Evanston und räusperte sich und sah nachdenklich in die Luft, „wenn Ihr Abend nicht besetzt ist, habe ich Ihnen einen anderen Vorschlag zu machen, ich möchte Sie nämlich nach Brooklyn hinüberbemühen zu Pastor Mc. Carthy, in dessen Hause Fräulein Karefin jetzt wohnt. Er ist ein Freund von mir, ein Mann von ungewöhnlicher Einsicht in okkulten Dingen. Er hat sofort Fräulein Karefins Kraft entdeckt — erst gestern abend. Seine Erfahrung und sein Wissen werden Sie interessieren, es ist so ausgedehnt, daß —“

„Fräulein Karefins Kraft — verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche,“ sagte Hall — „verstehst du recht, daß Fräulein Karefin ein Medium ist? Hat Herr Mc. Carthy das festgestellt?“

„Ja,“ antwortete Evanston mit Nachdruck.

Hall sah zu Mirjam hinüber, die mit einem unsicheren Blick dasaß, weil sie ihren Namen nennen hörte und nichts verstand. Er lächelte ein klein wenig, so daß sie gleich ruhig wurde.

Evanston fuhr fort, Hall fest anzusehen, als verfolge er die Wirkung eines Schusses; Hall schien aber nicht sehr berührt durch diese große Neuigkeit.

„Sie hat ganz den Typus,“ sagte er halb für sich. Es entstand eine Pause.

„Herr Evanston,“ fuhr Hall mit einem Ausdruck fort, der einem anderen Gedankengang entsprach, „aufrichtig gesprochen, es wird mir schwer zu verstehen, warum Sie mir dies nicht in Madame d'Oras Gegenwart mitteilen wollten. War es nicht unnötig, eine Feindschaft zu nähren, deren Folgen Sie jetzt gleich sehen?“

Evanston wußte nicht, was er sagen sollte, er suchte mit den Augen, schwankte zwischen Beleidigtsein und Beschämtsein.

„Hier sorgt jeder für sich,“ sagte Hall. „In meinem Laboratorium hat jeder nur für sich selbst einzustehen, und

ich habe deswegen nicht die Absicht, Ihnen Entschuldigungen wegen des Vorgefallenen zu machen. Ich fürchte mich nur, überhaupt nur das Geschehnis zu berühren, Gefühle zu betasten, die Ihr Eigentum sind, Herr Evanston. Das übrige ist eine Sache zwischen Fräulein Karefin und Madame d'Ora.“ — Evanston schwieg.

„Es interessiert mich sehr zu hören, daß Fräulein Karefin ein Medium ist,“ sagte Edmund Hall lächelnd und mit einem Blick, der jetzt wieder ganz ungewappnet war. „In welcher Richtung liegen Fräulein Karefins Fähigkeiten? — Ich hätte mir das selbe sagen müssen, als ich zum erstenmal ihre Augen sah. Und die Hände.“

Hall betrachtete Mirjams dünne, braune Hände. Sie fingen an, sich zu bewegen und sich umeinander zu schlingen. Sie sah mit einem Blick zu ihm auf, der für sich flehte, und im selben Augenblick schloß sie die Hände und steckte sie weg. Hall nickte. Er sah von ihr zu Evanston hinüber und bemerkte, daß dieser ebenfalls steif da saß mit seinem großen Schaufeln. Evanston fühlte sich auf unsicherem Boden. Mäßig sandte er zu Hall einen Blick hinauf, in dem etwas Gefährliches glomm, das jedoch gleich wieder verschwand. Er räusperte sich.

„Ich dachte ja, daß es Sie interessieren würde, Herr Edmund Hall,“ sagte er. „Ich weiß, Sie als Anthropologe haben sich auch mit Somnambulismus und dergleichen okkulten Phänomenen beschäftigt. We ich Ihnen wohl schon einmal gesagt habe, bin ich nicht ganz unbewandert in Ihrer weltberühmten Produktion. Ihre Bemerkungen gerade eben erinnerten mich wirklich an eine Ihrer Abhandlungen „Das Eigentumsrecht des Herzens“, das, wie ich hoffe, mit Unrecht als anarchistisch gestempelt ist. Ich — ich dachte ja, daß es Sie interessieren würde zu hören, daß Fräulein Karefin diese merkwürdige — Neurose werden Sie es wohl nennen — in ungewöhnlich ausgeprägtem Grade besitzt.“

Hall hielt seine Mundwinkel mit zwei Fingern fest, um ein Lächeln zu unterdrücken.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar,“ sagte er. „Sitzt Herr Mc. Carthy Spiritist?“

Evanston nickte.

„Herr Mc. Carthy gehört zu der kirchlichen Gemeinde der Methodisten — eine Richtung, die ich persönlich nicht anerkenne.“ Er hat bald ein Menschenalter lang das Studium der Wissenschaft betrieben, er besitzt eine der vollständigsten Bibliotheken über okkulte Literatur, die es in Amerika gibt. Mein Freund hat große Erfahrungen im Ordnen und Leiten Séancen (Sitzungen). . . deshalb dachte ich, es könne möglicherweise vorteilhaft sein, zu ihm hinauszufahren. Er hat einen Kreis, eine geschlossene Gesellschaft von Freunden des Hauses, von Männern von tadellosem bürgerlichen Ansehen zu seiner Verfügung. Mit seinem scharfen Blick für okkulte Fähigkeiten entdeckte er sofort Fräulein Karefins Begabung, und wahrscheinlich weil sein Kreis so kultiviert und eingearbeitet ist, ergab die erste Sitzung gestern abend die erstaunlichsten Resultate. Die erstaunlichsten Resultate. . .“

Hall erhob sich.

„Es wird mir ein Vergnügen sein, Sie und Fräulein Karefin zu Herrn Mc. Carthy hinauszubegleiten. Wollen Sie aber vorher nicht mit mir zu Abend essen? Wir können Herrn Mc. Carthy doch nicht um Essen bemühen, nicht wahr?“

Hall sah zu Mirjam hinüber, die großäugig und fein auf ihrem Stuhl saß, scheinbar ohne zu atmen. Ihr Leben schien sich spurlos zu ernähren, sie glich einer Pflanze in der Luft. Aber sie errötete langsam und wurde vertrauensvoll unter Hall's Blick.

„Darf ich Sie bitten, sich einige Augenblicke selber zu unterhalten, während ich mich fertig mache? Vielleicht sehen sie sich lieber ans Fenster, wo Sie hinaussehen können?“

Evanston und Mirjam setzten sich in die Ecke, und Hall fing an, umherzugehen, die Apparate zu stellen und alles an seinen Platz zu rücken. Mirjam sah zu den großen Gebäuden hinaus und zu all dem vielen Dampf, der so weiß, so weiß war. Evanston folgte Hall's Bewegungen und beobachtete, daß er alles auf eine regelmäßige Weise tat, als sei eine bestimmte und oft wiederholte Reihenfolge in den Dingen, mit denen er sich beschäftigte. Hall öffnete den feuerfesten Geldschrank und entnahm ihm eine Tasche, die Evanston an Bord des „Bacharach“ in seiner Hand gegeben zu

Haben sich erinnerte, er sammelte einen Haufen Papiere von einem Tisch zusammen, steckte sie in die Tasche und verschloß diese wieder, drehte die Scheibe mit den Einstellungsbuchstaben herum und rieb seine Hände, als sei nun alles in Ordnung. Nachdem Hall einige Worte ins Telephon gemurmelt hatte, nahm er Hut und Stock, und sie begaben sich in den Fahrstuhl. Als sie auf die Straße hinabkamen, setzte Hall einen schwarzblauen Kneifer auf, der ihn nicht besonders kleidete. Sie schlugen die Richtung auf die Brücke zu ein, Das Gedränge war ungeheuer, alle Kontore entzündten jetzt gegen sechs Uhr Schwärme von Menschen. Hall stand still und machte den Vorschlag, irgendwo hineinzugehen und zu essen, damit sich das Gedränge inzwischen legen könne. Die Uhr war acht, als sie bei Mc. Carthy in der Atlantic Avenue schickten. Er bewohnte ein großes, wohlgehaltenes Haus; daneben lag eine kleine hölzerne Bude mit einem Turm aus Zink von der Größe einer gelben Wurzel, das war Mc. Carthys Freigemeindkirche.

(Fortsetzung folgt.)

## Deutsche Kolonialhelden des 16. Jahrhunderts.

Von A. Conradh.

I.

Noch kein Vierteljahrhundert umfaßt die Kolonialgeschichte des Deutschen Reiches, und schon sind ihre Blätter mit Tatsachen gefüllt, die nicht eben zum Ruhme unseres Vaterlandes beitragen. So vieles, was sich in unseren überseeischen Besitzungen zugetragen hat, gehört zur Fortsetzung jener endlosen Reihe von christlichen Kolonialgreueln, über die ein englischer Autor, William Howitt, schon vor beinahe 70 Jahren gesagt hat: „Die Barbareien und ruchlosen Greuelthaten der sogenannten christlichen Rassen, in jeder Region der Welt und gegen jedes Volk, das sie unterjochen konnten, finden keine Parallele in irgend einer Ära der Weltgeschichte, bei irgend einer Klasse, ob noch so wild und ungebildet, mitleidlos und schamlos.“ Als Howitts Buch über „Kolonisation und Christentum“ erschien (1838) gab es noch keine deutsche Kolonialpolitik. England marschierte damals schon lange an der Spitze der Zivildisation, was Kolonialpolitik anbetrifft. England hat Howitt denn auch nicht zum wenigsten mit im Auge gehabt, als er jene Wahrheiten niederzuschrieb. Solche Wahrheiten auszusprechen, soll, wenn es sich um Landsleute handelt, vaterlandlos sein nach Behauptung derer, die den Patriotismus gepachtet haben. Dieser Standpunkt wird nicht allein in Deutschland vertreten. Ein englisches Erzeugnis ist jenes bequeme Schlagwort, das auch uns Deutschen schon im Reichstag empfohlen worden ist: „Right or wrong, my country“ („recht oder unrecht, mein Vaterland“). Inbessen hat es gerade auch in England nie an Männern gefehlt, die demgegenüber für die wahre Ehre der Nation dadurch eintraten, daß sie ihre Meinung über die herrschende Kolonialpolitik offen heraus sagten. Und das sind gerade die besten Söhne Albions gewesen. U. a. hat schon vor bald 200 Jahren einer der größten englischen Schriftsteller, hat Jonathan Swift in „Gullivers Reisen“ die moderne Kolonialwirtschaft also gekennzeichnet: „... Eine Bande von Piraten wird durch einen Sturm verschlagen, sie wissen nicht wohin. Endlich entdeckt ein Junge vom Mastkorb Land. Sie gehen ans Ufer, um zu rauben und zu plündern. Sie sehen ein harmloses Volk, werden mit Freundschaft bewirtet. Sie geben dem Lande einen neuen Namen. Sie nehmen es in aller Form für ihren König in Besitz. Sie richten eine verfaulte Planke oder einen Stein als Denkzeichen auf. Sie ermorden zwei oder drei Duzend von den Eingeborenen, schleppen ein paar mehr als Muster gewaltsam mit, lehren nach Hause zurück und erlangen ihre Begnadigung. Hier beginnt nun ein neues Herrschaftsgebiet, auf Grund göttlichen Rechtes erworben. Schiffe werden bei erster Gelegenheit ausgesandt, die Eingeborenen ausgetrieben oder ausgerottet, ihre Häuptlinge gefoltert, um ihr Gold zu entdecken, alle Äste der Unmenschlichkeit und Bollstut freigegeben, die Erde dampft vom Blut ihrer Bewohner: und diese schreckliche Schlächterhande, zu einer so frommen Expedition verwandt, ist eine moderne Kolonie, ausgesandt um ein gehendienerrisches und barbarisches Volk zu befehlen und zu zivilisieren.“

Swift zielt mit seinen Ausführungen auch auf die englische Kolonialpolitik. Sie passen überall hin. Ganz besonders passen sie, auch in allen Einzelheiten, wie angefohlen auf die Conquistadores des Entdeckungszeitalters, die „Eroberer“ der beginnenden Neuzeit, die in Amerika ihre Vestalität gar herrlich offenbarten. Das waren vornehmlich Spanier. In Spanien ist auch schon früh die räuberische Kolonialpolitik von hervorragenden Männern in ganz ähnlicher Weise gebrandmarkt worden, wie dies Swift tut. Gegen 1600 z. B. schreibt der berühmte spanische Dichter Lope de Vega in seinem Werke „Die neue Welt“ über die wahren und die vorgeschützten Absichten der Conquistadores ein paar inhaltreiche Verse, die der amerikanische Geschichtsschreiber Prescott

seinem Buche über die Eroberung von Peru als Motto vorausgeschickt hat: „Unter dem Vorwande der Religion kamen sie, um Silber und Gold zu rauben.“ Denselben Gedanken drücken ein paar Gemeine Verse aus, in denen der aztekische Vitzlipulipriester von Mexiko sich also über die spanischen Eindringlinge ausdrückt:

„Was ist ihr Begehrt? Sie stecken  
Unter Gold in ihre Taschen,  
Und sie wollen, daß wir droben  
Einst im Himmel glücklich werden.“

Das alles gilt nun nicht nur für die spanischen Kolonialhelden des Entdeckungszeitalters, sondern ebenso gut für die Vertreter aller anderen Nationen, die damals in die neue Welt Eingang fanden. Im allgemeinen hüteten freilich die Spanier eifersüchtig ihr Monopol. Aber es haben sich doch auch anderssprachige Kulturträger dort betätigt, und u. a. auch Deutsche. Venezuela hat sich im 16. Jahrhundert einige Jahrzehnte in deutschen Händen befunden, und es ist interessant, sich mit Hilfe unanfechtbarer geschichtlicher Tatsachen davon zu überzeugen, daß diese Vorkämpfer der christlich-germanischen Zivildisation nicht anders, nicht besser mit den unglücklichen Ureinwohnern Südamerikas umgegangen sind, als die so übel berüchtigten spanischen Conquistadores.

An jene Zeit, da Venezuela Deutschen gehörte, erinnert heute noch folgende Inschrift eines Patrizierhauses in Augsburg: „Hier war ehemals die Wechselbank der Familie Welsler, der ersten Deutschen, die Schiffe nach Indien sandten. Bartholomäus Welsler besaß Venezuela, das man der Welsler Land nannte.“ Daß die Augsburger Bank- und Handelsfirma in den Besitz von Venezuela gelangte, hatte seinen Grund in dem finanziellen Abhängigkeitsverhältnis, in dem Kaiser Karl V., als König von Spanien Karl I., zu den Welslern stand. Zur Bestreitung der Kosten seiner unausgesehenen Kriege hatte der Habsburger, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, große Schulden gemacht. U. a. hatten ihm die Welsler 2400000 Taler geliehen, nach dem Maßstabe jener Zeit eine riesige Summe. Dadurch brachte das Bankhaus es zunächst dahin, daß ihm der Handel mit der neuen Welt freigegeben wurde, von dem die Deutschen sonst ausgeschlossen waren, und schließlich erreichten die Welsler sogar, daß ihnen 1528 das Gebiet von Venezuela zur Eroberung und Kolonisierung verliehen wurde, worauf sie sich dann von 1528—1556 alle Mühe gegeben haben, ihre transatlantische Erwerbung nach allen Regeln der Kunst kapitalistisch auszubuten. Allerdings konnten sie nicht ganz nach Belieben schalten und walten, wenn die Bedingungen innegehalten wurden, mit denen die Krone die Verleihung verknüpft hatte. Zum Schutz der Eingeborenen war nämlich bestimmt worden, daß die Eingeborenen nicht ohne weiteres mit Waffengewalt zu Sklaven gemacht werden dürften, wie das von Anfang an in der neuen Welt christlicher Brauch gewesen war; sondern die deutschen Koloniatoren mußten versprechen, nur diejenigen Indianer mit dem Sklavenzeichen zu brandmarken, die trotz freundlicher Ermahnung zur Unterwerfung hartnäckigen Widerwillen bezeigen würden. Die Klausel war freilich so behnbar, daß sie keine nennenswerte Beschränkung des so profitablen Sklavenhandels darstellen konnte; zudem war ja der Himmel hoch und der Kaiser weit. Natürlich sollte auch die Heidenbekehrung nicht verabsäumt werden, und so mußten die 700 deutschen und spanischen Landsknechte, die 1528 auf Welslerschen Schiffen von Sevilla nach Venezuela in See gingen, schriftlich das famose Versprechen ablegen, „die Indianer mit dem Schwerte zu erobern und zu guten Christen zu machen“.

An der Spitze der Expedition stand der Deutsche Am bro s i u s D a l s i n g e r. Dieser auserwählte Degen war dem auch der erste deutsche Statthalter von Venezuela, wo er sich bald einen fürchtbaren Namen machen sollte. Dalsinger wählte zunächst Coro als seine Residenz, zog aber bald weiter über den See von Maracaibo, weil er in Coro nicht die Fülle von Gold aufzutreiben vermochte, die sein Hauptbegehren war. Er verschmähte freilich auch andere Beute nicht. Seine erste profitable Unternehmung an dem neuen Aufenthaltsorte beispielsweise war eine große Sklavenjagd. Das Treiben war recht ergiebig. Mit List und Gewalt brachte Dalsinger mehrere Schiffsladungen voll Indianer zusammen, die nach dem Sklavenmarkt von San Domingo verhandelt wurden. Die Hauptsache aber blieb das Goldsuchen: das Dorado war das phantastische Ziel, das Dalsinger vorschwebte, als er 1529 seinen ersten großen Zug ins Innere antrat. Diese Expedition schien ihm auch noch aus anderen Gründen zweckmäßig. Unter den christlichen Brüdern war es nämlich bereits zu heftigem Streit gekommen, woran teils das brutale Auftreten Dalsingers Schuld hatte, teils das prächtige Handelssystem der Welsler. Die Augsburger Kapitalisten handhabten ein Monopol aller in Venezuela zu importierenden Waren und verkauften Lebensmittel und alles andere nur zu ganz horrenden Preisen; dazu gewährten sie einen Kredit, der so beschaffen war, daß er den Schuldner in die Sklaverei unentzimbbarer Abhängigkeit von dem herrschenden Handelshause brachte. So kam es noch im Jahre 1529 unter den Kolonisten zu einem Aufstande. Dalsinger stellte die Ordnung glänzend wieder her, indem er den Hauptführer der Mißbegünstigten ohne Umstände hingerichtete ließ. Als zweckmäßiges Mittel zur Ablenkung der Unzufriedenheit erschien ein großer Raubzug, der die Gedanken aller auf die goldenen Berge bannte, die man sich versprach. Das Goldland blieb der Expedition unerreichbar, soweit sie auch vordrang:

bis zum Magdalenenstrom ist sie gelangt. Immerhin aber war die Goldausbeute des Zuges ziemlich beträchtlich. Man hatte in den durchstreiften Gegenden einfach den Indianern alles, was sie besaßen, mit Gewalt genommen. Zum Dank wurden alle Indianerdörfer, auf die man stieß, dem Erdboden gleichgemacht, und es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch Blut in Strömen floß. Mit solcher Brutalität ging Dalsinger zu Werke, daß nach seinem Abzug die bis dahin dicht bevölkerte Gegend einer menschenleeren Wüste glich, in der nur zahllose Brandstätten vom ehemaligen Vorkommen indianischer Ansiedelungen zeugten. Das Rauben, Morden und Brennen, worin Dalsinger so Großes leistete, brachte nun allmählich die kriegstüchtigeren Stämme gegen ihn in Waffen, und der Widerstand ward schließlich so heftig, daß die christliche Räuberbande den Rückzug nach der Küste antreten mußte. Um 150 Mann geschwächt, langte die Expedition im Mai 1530 in Coro an. Die hier Zurückgebliebenen hatten sich inzwischen wieder fleißig in den Haaren geübt; denn die Ausbeute durch die Wälder war so schätzenswert wie je. Schon waren bittere Klagebriefe an den Kaiser abgegangen. Es gab nun noch dazu Streit um die Beute der Expedition, deren Ertrag Dalsinger betrügerischerweise auf bloß 7000 Pesos angab, um die Krone um ihren vertragmäßigen Anteil zu begaunern. Kurz, die Zustände im christlichen Lager waren erbärmlich. Wenn Dalsinger nicht zu ruhebedürftig gewesen wäre, hätte er gewiß gleich eine neue Seefahrt ins Innere angetreten. So mußte er zusehen, wie sie ohne ihn, ja gegen ihn stattfand.

Auf eigene Faust, trotz ausdrücklichen Verbots, trat im September 1530 der stellvertretende Statthalter Nikolaus Federmann aus Lima mit etlichen hundert Mann einen Auszug nach Süden an, ins gelobte Goldland. Außer dem gebräuchlichen Rauben und Morden, Sengen und Brennen betrieb er in den durchzogenen Landesstrichen pflichtschuldigst auch das Bekehrungsgeschäft. Er betrieb es auf originelle Weise, worüber er selbst sich in seiner „Indianischen Historia“ naiv also ausläßt: „Diese Cacique und Herren sammt allem mitgebrachten Gold ließ ich taufen und, sobald sich laßt einbilden, vom Christlichen glauben sagen. Denn was ist nicht, ihnen lange zu predigen und zeit mit ihnen zu verlieren?“ Natürlich mußten die Indianer für ihre so plötzliche und massenhafte Erleuchtung sich bei dem Bekehrer bedanken, indem sie gehörige Quantitäten Goldes bei ihm abluden. Wo sie den ungerechten Mammon nicht gutwillig hergaben, brauchte Federmann Gewalt. So räuberte er allmählich eine stattliche Menge von dem alleinseigmachenden Metall zusammen, aber lange nicht genug für seine und seiner Gefährten Unerfättlichkeit. Die Hoffnung, in das wirkliche Dorado zu kommen, trieb sie also immer weiter. Es war ihnen die Kunde zu Ohren gedrungen, daß sie am „Südbreiter“ großen Reichtum an Gold, Perlen und Edelsteinen finden würden. Dahin sollte die Reise gehen. Monatelang zogen die Abenteurer gen Süden, ohne sich durch Fieberkrankheiten, Strapazen und Regenweiter heirren zu lassen. Endlich aber wurden sie durch die Angriffe eines wehrhaften Indianerstammes genötigt, die Weiterreise ins End- und Ziellose aufzugeben und den Rückzug nach der Wüste anzutreten. Im Lande der Guahacaris hatte Federmann, wie es der Brauch war, die Ortschaften systematisch niederbrennen lassen. Dieses Völl aber ließ die Nordbreiter nicht als etwas Unabwendbares über sich ergehen, sondern trat der weißen Räuberbande in weit überlegener Stärke zum Kampf entgegen. In dem Treffen, das sich bei Itabana entspann, behielten zwar Federmanns Leute infolge ihrer Feuerwaffen die Oberhand. Sie waren aber fast alle verwundet worden. So eilte man der Küste zu. Unterwegs ließ sich ein Indianerhauptling mit seinen Leuten in Waffen betreffen. Man hatte ihn im Verdacht, daß er einen Ueberfall auf die Weißen beabsichtigt habe. Er wurde gefangen genommen und ausgefuchten Folterqualen unterworfen, um ein Geständnis seiner Absichten aus ihm zu erpressen. Als aber trotz aller angebotenen Vestalität nichts aus ihm herauszubringen war, „da ließ ich ihn zu angehängt der anderen Gefangenen erschießen, ihnen zum schrecklichem Exempel“. In Coro angelangt, machte sich Federmann auf die Heimreise nach Deutschland, um den Weisern in Augsburg persönlich den Entbehrungslohn seiner Raubfahrt im Werte von 70 000 Dulaten auszuhändigen.

### Kleines feuilleton.

Die russische Geheimpolizei. Die russische Geheimpolizei ist die größte und wirksamste, aber auch die verhassteste Organisation ihrer Art, die es gegenwärtig gibt; in ihrem Dienste stehen über 30 000 Männer und Frauen, die bei der fortdauernden Unruhe der russischen Verhältnisse alle Pläne und Maßnahmen der Revolutionäre zu erkunden suchen. In der amerikanischen Monatschrift „Cosmopolitan“ entwickelt Robert Crozier Long ein Bild dieser weitverzweigten Institution. Die Zahl von 30 000 Angestellten kann eine nur ungefähre sein, da bis Mitglieder der „Ohrana“ oder politischen Geheimpolizei beständig vermehrt, aber in den offiziellen Veröffentlichungen mit keiner Silbe erwähnt werden. Die ganze Einrichtung der Geheimpolizei existiert überhaupt vor dem russischen Gesetze nicht; sie erscheint auch nicht in dem kaiserlichen Budget, sondern führt ein heimliches Leben im dunklen Schatten der großen Ereignisse; von ihr wird nur flüsternd gesprochen und sie stellt sich dar als eine unsichtbare Macht, die in tausend Erscheinungen hier und da plötzlich aufsteht, durch das ganze weite Land hin ihr un-

heimliches Wesen treibt und doch keinen Mittelpunkt, keine irgendwie sichtbare und erkennbare Form besitzt. Die Geheimpolizei gehört durchaus nicht zu dem regelmäßigen Sicherheitsdienste oder den Gendarmerietruppen, die vom Ministerium des Innern geleitet werden; sie ist unabhängig von allen offiziellen politischen Organisationen, nur dem Namen nach dem Minister des Innern unterstellt, aber in Wirklichkeit von den verschiedensten Orten aus gelenkt, bald zu dieser, bald zu jener Aufgabe verwandt. Überall wo Unruhen entstehen und Gewalttätigkeiten vorkommen, da stellen sich die Männer der Geheimpolizei ein und dann wird über den Ort der Zustand des „verstärkten Schutzes“ oder des „außerordentlichen Schutzes“ verhängt, währenddessen die Geheimpolizei ihre furchtbare Macht und Wirksamkeit entwidelt. Da werden Hunderte, ja Tausende von verdächtigen Personen verhaftet, Hausdurchsuchungen vorgenommen, die Druckerereien geschlossen usw. Die gewöhnlichsten Obliegenheiten der Geheimpolizei bestehen darin, in allerlei Verkleidungen verdächtige Personen auszukundschaften oder auch auf die Volksmassen im Sinne der Regierung einzuwirken. Speziellere Aufgaben der „Ohrana“ sind die Beschüpfung des Zaren, der Großfürsten und der Minister. Der Palast des Zaren ist immer von einem Heh von Geheimpolizisten umspinnen, die als Reisende, Arbeiter oder unter einer anderen Maske auf den Eisenbahnstationen und dem zum Palast führenden Wegen und Gängen, im Park und an den Eingangstüren aufgestellt sind.

Pléhv, der verhaftete Minister des Innern, war stets von einer Schar von mehreren Hundert Detektivs umgeben und wurde doch durch ein Bombenattentat am hellen lichten Tage getötet; bei dem Attentat in Stokhops Sommerbilla waren 35 Geheimpolizisten als Portiers, Lakaien und Bittsteller anwesend; dennoch drangen die Revolutionäre unbemerkt bis zu der Tür von des Ministers Arbeitszimmer vor. Die zahlreichen Attentate beweisen überhaupt, daß die Geheimpolizei trotz ihrer großartigen Organisation gar häufig gegen den Todesmut und die Kühnheit der Terroristen machtlos ist. Denn die höhere Intelligenz ist auf Seiten der Revolutionäre, während sich für die Dienste der Geheimpolizei meistens nur mäßig gebildete Individuen finden, die mit einem Gehalt von 70—100 Rubel im Monat zufrieden sind und die schweren verantwortungsreichen Aufgaben nur ungern übernehmen. Sehr groß ist die Zahl der nicht direkt angestellten, sondern nur zeitweiligen Spione und Detektivs, die der Polizei gelegentlich Mitteilungen machen. Diese Angeber, die sich aus allen Kreisen der russischen Gesellschaft rekrutieren, sind mit dem dichtesten Schleier der Anonymität umgeben, werden nur als Nummern geführt und nie genannt; denn ein Spion, dessen Namen bekannt ist, verliert nicht nur seinen Wert, sondern ist nach dem sicheren Tode durch die Verschwörer verfallen. Der Oberst Gerasimowitsch, der gegenwärtige Leiter der St. Petersburger Geheimpolizei, ist der einzig lebende Mensch, der Namen und Geschichte der Tausende von Spionen kennt, durch die er seine Mitteilungen erhält. Selbst die Geheimpolizisten kennen einander nicht. In dem St. Petersburger Geheimbureau, in dem die fähigsten Detektivs ihre Instruktionen erhalten, sind getrennte kleine Vorzimmer eingerichtet, in das immer nur ein Mann hineingelassen wird, bevor er das Zimmer des Chefs betritt, und er verläßt diesen Raum durch eine andere Tür, die ihn wieder ungesehen ins Freie führt. Ein Geheimpolizist darf sich nur zu erkennen geben, wenn er verhaftet wird, und es kommt nicht selten vor, daß Geheimpolizisten einen Kollegen gefangennehmen. Die fähigsten Elemente der russischen Geheimpolizei kommen aus dem Lager der Revolutionäre, unter denen es manche junge Wurzeln gibt, die, wenn der erste Knauß zerfliegen ist, ihre Bestimmung ändern und die „nützlichsten“ Mitglieder der Körperschaft werden. Auch Frauen finden sich in großer Zahl unter den Spionen, die gelegentlich der „Ohrana“ dienen. Nicht selten kommt es vor, daß solche Spioninnen ohne daß sie es wissen, den Geliebten verraten und dem Tode ausliefern.

Die Geheimpolizei hat auch eine Anzahl Ausländer in ihren Diensten, die besonders in Paris, London und der Schweiz mit russischen Geheimpolizisten zusammenarbeiten. Seltener freilich findet sich unter den russischen Detektivs ein solches Genie wie Gabriel Kobanow, der 30 Jahre hindurch die Polizei an die Verschwörer und die Verschwörer an die Polizei beriet. Er war ein vorzüglicher Sprachkennner, der die wichtigsten europäischen Sprachen so glänzend handhabte, daß ihn niemand für einen Ausländer gehalten hätte, und sich Russisch in zwölf verschiedenen Dialekten ausdrücken konnte; er war ein Philosoph, ein Maler, ein Sportsmann, kurz alles, was er wollte. Aber seine Versuchungslust, seine Vorliebe für aufregende und gefährliche Abenteuer verlockten ihn, mit den Revolutionären und der Regierung zugleich Gesäfte zu machen und in tollkühnen, verwickelten Intrigen beide Parteien an der Nase herumzuführen und beiden zugleich zu nützen. In allen europäischen Großstädten tauchte er in den verschiedensten Masken und unter immer neuen Namen auf, war ein Vertrauter der nihilistischen Pläne und zugleich in alle Unternehmungen der Regierung eingeweiht. Für diese Kenntnisse ließ er sich denn auch von beiden Teilen bezahlen, weil er beiden Teilen zu nützen mußte.

### Physikalisches.

Färbung des Lichtes der Aronschen Quecksilberlampe. Ein großer Mangel des Quecksilberlichtbogens, wie er in der von unserem Genossen Dr. Aron erfundenen Quecksilberbogenlampe entsteht, ist die fahle bläuliche Färbung des Lichtes. In einer ganzen Reihe von Fällen ist diese Farbe allerdings ein Vorteil, nämlich überall da, wo es nicht auf die Farbe, sondern auf die Helligkeit allein ankommt. Für Ausbeleuchtungen beginnt

man daher mehr und mehr, die Quecksilberlampe anzuwenden. Ja, dafür hat sie sogar eine günstige Eigenschaft, die gerade in der Farbe des Lichtes begründet ist. Sie sendet nämlich fast nur grüne und violette Strahlen aus und diese vermögen in viel höherem Grade Nebel und Staub zu durchdringen, als die langweiligen roten und gelben, aber optisch angenehmeren und wärmer getönten Lichtstrahlen. Für Innenbeleuchtung in Wohnungen und Festzälen ist aber das Licht der Quecksilberlampe unbrauchbar, denn man will seine Mitmenschen nicht als wandelnde Leichen mit schmutzigrüner Hautfarbe und leichenblauen Lippen sehen, am allerwenigsten im Festsaal. Da aber das Quecksilberlicht den schätzenswerten Vorzug besitzt, bisher das weitaus billigste Licht der Welt zu sein, so hat man versucht, mit ihm dasselbe zu tun, wie mit dem Lichte der allbekanntesten elektrischen Vogenlampe, nämlich es zu färben. Die erste Vogenlampe mit gefärbtem Lichte war die von Bremer erfundene, die im Jahre 1900 auf der Pariser Weltausstellung großes Aufsehen erregte. Das Prinzip lag in der Verwendung besonders präparierter Kohlenstifte, die zum großen Teil aus Stoffen bestanden, welche dem Lichtbogen eine intensiv gelbliche und angenehm warme Tönung gaben. Seitdem ist eine Färbung in der verschiedensten Weise ausgeführt worden, und in der Folge hat namentlich die schön gefärbte Lampe von Siemens weite Verbreitung gefunden. Mit der Färbung des Lichtes hatte man zugleich eine bedeutend verbesserte Wirtschaftlichkeit des an und für sich bis dahin schon fast billigsten Lichtes erreicht.

Die Versuche, den Aronschen Quecksilberlichtbogen zu färben, sind natürlich technisch von den verschiedensten Seiten in Angriff genommen worden. Man hat versucht, durch Bekleiden des Lampenkörpers mit rötlich fluoreszierenden Stoffen dem Lichte eine andere Färbung zu verleihen, ohne daß es gelungen wäre, in wirklich erfolgreicher Weise Abhilfe zu schaffen. Einen anderen und anscheinend günstigeren Weg haben die Herren Dr. Gehrde und von Waeyer eingeschlagen, indem sie dem Quecksilber, zwischen dessen beiden Kuppen in der Lampe der Lichtbogen entsteht, etwas Zink zusetzten. Das ergibt eine flüssige Mischung, die man Zinkamalgam nennt. Verwendet man eine Mischung von 30 Gewichtsteilen Quecksilber auf 100 Gewichtsteile Zink, so überwiegt in dem metallischen Dampfe, der die Lampe leuchtend erfüllt, die Farbe des Zinks schon bedeutend und verleiht dem Lichte ein rötliches Aussehen. Damit kommt es dem Tageslichte schon bedeutend näher als das einfache Quecksilberlicht. Es hat indessen noch einen wesentlichen Nachteil; in ihm erscheinen alle gelb gefärbten Gegenstände sehr verändert, und zwar entweder zu rötlich oder zu grünlich. Diesen Umstand beseitigten Gehrde und v. Waeyer durch einen Zusatz von etwas Natrium und gaben dadurch dem Lichte eine Farbe, die derjenigen der Bremerlampen sehr nahe kam. Doch nun zeigte sich ein neuer Uebelstand. Daß bei gewöhnlicher Temperatur feste Zinkamalgam in der Lampe behnte sich beim Betriebe stark aus und blieb an den Gehäuseseitungen haften, insofern diese oft zersprangen. Diese Gefahr wurde durch einen geringen Wismuthzusatz zu der Legierung beseitigt, dessen geringfügigkeit die Farbe des Quecksilber-Zink-Natriumlichtes nicht veränderte. Zu praktischer Brauchbarkeit ist die Methode der Herren Gehrde und v. Waeyer noch nicht gediehen. Sie haben aber wissenschaftlich dargetan, daß es möglich ist, eine Färbung der Aronslampe zu erzielen und sie so auch zu einer brauchbaren und außerordentlich billigen Lichtquelle für Innenbeleuchtung zu machen.

**Humoristisches.**

**Das Plöbliche.**

Dem Direktor der Berliner Nationalgalerie, Professor Dr. v. Tschudi, ist der Charakter als Geheimer Regierungsrat verliehen worden."

- Tschudi ist Geheimer Rat.
- Wacke nicht, mein Preußenstaat.
- Gestern noch zum Himmel schrie  
Seine Nationalgal'rie.
- "Ganzmoderne Kunstverblendung!"  
(Welche Wendung, — welche Wendung.)
- In der Würstie tiefstem Messel  
War noch gestern Alfred Messel.
- Jählings die Bedenken tauten;  
Staatsauftrag, Museumsbauten.
- Soll wird seine Erdenfindung.  
(Welche Wendung — welche Wendung.)
- Bruno Paul war ein Verdruß.
- Auswurf. Simplizissimus.
- Wirke gestern noch verderblich.  
Seut Direktor Kunstgewerblich.
- Anton Berner: "Landeshändlung!"  
(Welche Wendung, — welche Wendung.)
- ... Tschudi ist Geheimer Rat.
- Plöblichkeiten früh und spät.
- Ist erst Tschudi was geworden,  
Kriegt Graf Kessler einen Orden;
- Eddard Münch hängt an der Wand;  
Liebermann? In Welstand.
- Pfründensegen; Kunstverschwendung...  
Welche Wendung, — welche Wendung!  
(Alfred Kerr in der „Frankf. Ztg.“)

**Notizen.**

— Der Goethe-Verein veranstaltet seinen achten Kunstnachmittag zu volkstümlichen Preisen am Sonntag, den 20. Januar, 3 1/2 Uhr, im Saale der Sezeßion, Kurfürstendamm. Er ist Gerhart Hauptmann gewidmet. Die einleitenden Worte und Rezitation führt Dr. Rudolf Blümler (Deutsches Theater) aus.

— Ein junges Talent ist in Artur Bierhofer dahingegangen. Wiener Frische und Humor hatte er nach Berlin verpflanzt, wo er nun kaum 33 Jahre alt gestorben ist. In kleinen witzigen Lustspielen und als schlagfertiger einfallreicher Rezitator des Kabarets hat er sich betätigt und manchem die Grillen verjagen helfen.

— Karl v. Perfall, der langjährige Generalintendant des Münchener Hoftheaters, ist in München im Alter von 83 Jahren verstorben. Ursprünglich Jurist, hatte er sich in jungen Jahren schon der Musik widmen können. Er studierte in Leipzig bei Moritz Hauptmann. Eine Anzahl von Opern und Gelegenheitsmusiken zeigen ein nicht allzu großes, mehr ins Dilettantische spielende Talent. Hervorragendes hat Perfall dagegen als Intendant geleistet. 1864 wurde er zum Münchener Hofmusikintendanten ernannt. Er organisierte die bairischen Musikschulen und übernahm dann 1867 auf Wagners Empfehlung hin die Leitung der Münchener Bühnen. Auf allen Gebieten — Repertoire, Reform des Theateragenturwesens eingeschlossen — suchte er reformierend einzugreifen. Das Münchener Hoftheater hat unter ihm Glanztage gesehen. Vor allem auch hat er Jbsen die Tore geöffnet und Wagner hochgehalten, als es noch nicht Mode war. Seit der geschäftshuberische Postart an seine Stelle trat, ist das Münchener Hoftheater von Jahr zu Jahr gesunken.

— Die russische Freiheitsbewegung auf der deutschen Bühne. Der russische Schriftsteller und langjährige Chefredakteur der kürzlich unterdrückten Petersburger Zeitung „Nowosti“, D. K. Kotowitsch, dessen russische Bearbeitung von Hauptmanns „Friedensfest“ jetzt von den russischen Hofbühnen erfolgreich aufgeführt wird und der sich augenblicklich in Berlin aufhält, hat hier soeben ein großes Bühnenwerk, betitelt „Die Helden der Freiheit“, vollendet. Dieses Werk, das demnächst auf einer Berliner Bühne aufgeführt werden soll, spiegelt die jetzige Freiheitsbewegung in Rußland mit all ihren ergreifenden Begleitererscheinungen in packender Weise wieder.

— Eine seltsame Unterrichtsmethode. Der Molièrlesche Spieghbürgler spricht Prosa, ohne es zu wissen. Daß man aber wirklich eine ganze Sprache lernen kann, ohne die Absicht und selbst ohne das Bewußtsein davon zu haben, beweist eine autobiographische Skizze Benjamin Constant's, die jetzt in der „Revue des deux Mondes“ erscheint. Constant sprach schon mit sieben Jahren geläufig griechisch. Er verdankte diese Kenntnis seinem ersten Hofmeister, einem Deutschen namens Stroelin, der für diesen Sprachunterricht eine merkwürdige Methode erfunden hatte. Constant schreibt darüber: „Sie bestand darin, mich das Griechische erfinden zu lassen, d. h. er schlug mir vor, eine Sprache für uns zwei zu schaffen, die keiner sonst kennen würde. Wir bildeten zunächst ein Alphabet, in das er die griechischen Buchstaben einsetzte. Dann legten wir ein Lexikon an, worin jedes französische Wort durch ein griechisches übersetzt war. Alles das prägte sich meinem Hirn ausgezeichnet ein, weil ich es erfunden zu haben glaubte. Ich kannte schon eine Menge griechischer Worte und beschäftigte mich damit, sie unter allgemeine Gesetze zu bringen, d. h. ich lernte die griechische Grammatik, als mein Lehrer davon gejagt wurde.“ Die Ursache dieses Endes war nicht etwa die wirklich recht schlaue, auf den Spieltrieb der kindlichen Seele berechnete Methode, sondern die Gewohnheit des Lehrers, seinen Zögling erst brutal zu schlagen, um ihn nachher mit Zärtlichkeiten zu versöhnen.

— Ein Murillo für 9 Fr. Ein längst vergessenes Bild des spanischen Malers Murillo, das den hl. Francesco di Paula darstellt, kam in Genf zum Vorschein. Es wurde aus dem Nachlasse eines Genfer Bürgers von einem Antiquar um 9 Fr. erstanden und von diesem für 20 Fr. weiterverkauft. Nach einer gründlichen Reinigung entpuppte es sich als ein echter Murillo vom Jahre 1669. Jetzt dürfte es 100 000 und mehr Frank wert sein.

— Die totale Sonnenfinsternis, zu deren Beobachtung eine Expedition der Hamburger Sternwarte nach Djisal im Gouvernement Samarkand (Zentralasien) entsandt wurde, konnte nicht beobachtet werden, da der Himmel bedeckt blieb und Schneetreiben herrschte.

— Eine Lynchstatistik. Nach den amtlichen Mitteilungen wurden im Jahre 1906 in den Vereinigten Staaten insgesamt 99 Lynchmorde verübt. Man hatte gehofft, daß in diesem Jahre wenigstens in den Nordstaaten keine Lynchstaten zu verzeichnen sein würden; aber nach den elf Monaten und 27 Tagen des Jahres, die verfloßen waren, mußte Colorado doch noch seinen Lynchmord haben. Bei diesen getöteten 99 Personen sind die im September in Atlanta getöteten zwölf Regier und die weiteren in Scooba und Wafala gelynchten zwölf Schwarzen nicht mitgerechnet. Den zweifelhaften Ruhm der meisten Lynchmorde kann Mississippi mit zwölf Getöteten für sich in Anspruch nehmen.